= Kapitel 21 =

Die Seezigeunerin.

Früh um sechs ging die Sonne auf.

Wie gewöhnlich so ungefähr im Osten.

Ich drehte ihr aber den Rücken zu.

Lehnte an der Bordwand, rauchte eine Zigarre und schaute unseren Matrosen zu, die schon wieder bei der Arbeit waren, die Rahen richteten, in besonderer Weise, was am besten von der Straße aus geschah, die in dieser Gegend um diese Zeit noch ganz menschenleer war. Wir lagen direkt an einer Straße, drüben mit Häusern besetzt.

Die Jungens waren schon wieder bei der Arbeit, obgleich sie bis Mitternacht gemimt hatten.

Ach, was war das ein Getobse gewesen!

Genau 3000 Milreis hatten wir in der Theaterkasse, was nach damaligem Kurse genau 12750 Mark entsprach.

Wobei ich nämlich—wie immer bisher—den portugiesischen Milreis meine! Denn wenn ein Leser nachschlägt, so wird er finden, daß der brasilianische Milreis ja nur 2,25 Mark hat.

Dort unten herrschen ganz unklare Geldverhältnisse, in die man sich erst hineinfinden muß. Wir aber wußten schon, was wir meinten, wenn wir von einem Milreis sprachen. Den brasilianischen Doppelreis. Ich werde von jetzt an lieber Dollar sagen, wie auch dort unten sehr üblich, da weiß jeder, wieviel das ist.

Genau 3000 Dollars in der Kasse!

Nicht einmal der Redakteur hatte ein Freibillet bekommen, obgleich er sich wie noch andere Angestellte seiner Zeitung die Beine abgelaufen hatte.

Sie mußten alle vollen Eintrittspreis berappen!

Na ja, wenn man alles den Armen geben will!

Aber die würden schon noch eine Anerkennung von uns bekommen, die sich gewaschen hatte. Da brauchten sie keine Angst zu haben. Da ließen „WIR“ uns doch nicht lumpen.

So simulierte ich, wie ich an der Bordwand lehnte, eine Zigarre rauchte und zusah, wie sich meine Jungens mit den vertrackten Rahen abquälten.

Ach, ist das eine Wonne, dieses Bewußtsein, auf der bombensicheren Neuyorker Bodenkreditbank zwei Millionen Dollar zu vier Prozent liegen zu haben! Und mit diesem Bewußtsein bei Sonnenaufgang eine echte Havanna zu rauchen!

„Chachachettaaas!“ erklang der Ruf, das ch wie bei „rauchen“ ganz hinten in der Kehle hervorgebracht.

Das spanische Wort für Krabben, Taschenkrebse.

Es war eine Krabbenverkäuferin, die gerade an dem spanischen Schiffe langsam vorüberging und ihre Ware aussang.

Ja, da kam sie!

Holde Erinnerung aus meiner Jugendzeit, kehre noch einmal zurück!

Da kam sie!

Klothilde, Du holder Engel mit dem Teufel im Leibe!

Klothilde, Du scheußliche Teufelsfratze mit dem Engelsherzen!

Lieber Leser!

Es ist keine erfundene Figur, die ich Dir hier vorzeichne.

Sie lebt noch heute, die Klothilde Gracco, Du kannst sie besuchen, wie auch ich es vor noch gar nicht so langer Zeit getan habe.

Sie lebt noch heute in Monaco, in der unteren Stadt Condamine, hat die Pension Maison Bellando.

Dort kannst Du Dir von ihr eine ihrer tausend und einen Geschichten erzählen lassen, in aller Welt alles selbst erlebt.

Und es ist gleichgültig, ob Du ein Deutscher oder ein Franzose oder ein Engländer oder ein Schwede oder ein Holländer oder ein Italiener oder ein Spanier oder ein Portugiese bist—sie erzählt immer in Deiner Muttersprache.

Und wenn Du bei ihr wohnst oder Du hast sonst ihr Wohlgefallen errungen, und Du bist einmal in Geldverlegenheit oder hast kein Hemd mehr anzuziehen—brauchst es ihr bloß zu sagen, die zieht sofort ihr Hemd aus und gibt es Dir.

Dabei kommt sie als Pensionswirtin freilich auf keinen grünen Zweig. Aber die weiß sich schon durchzuhelfen, die pumpt dann wieder einen reichen Kauz an, der von vornherein weiß, daß er nichts wiederbekommt.—

Ich sah sie kommen, ein barfüßiges Weib, mit einem kurzen Kittel, oben ein Hemd, in der Hand einen großen Bastkorb.

„Cachachettaaas!“

Das war eine schlechte Zeit zum Krabbenverkaufen, früh um sechs.

Von dem spanischen Schiffe wurde ihr ein Wort zugerufen.

„Caraco di bognetti!“ gab sie zurück.

Na ich danke!

Was das heißt, steht in keinem Wörterbuche.

Jetzt kam sie an das italienische Schiff.

„Granchiiios—granchiios di mareee!“

Auch nichts. Auch das italienische Schiff war wie ausgestorben.

Jetzt kam sie an dem französischen Dampfer vorüber.

„Crevetts—crevetteees!“

Auf dem französischen Schiffe schlief erst recht noch alles.

Nun kam sie zu uns.

„Kerrreeebs!!“

Ganz genau wie in London die Krabbenhändler auf der Straße!

Jetzt sah ich sie nun deutlich, zumal sie zu mir emporblickte.

Eine schlanke, kräftige Gestalt. Kleine, schöngeformte Füße. Aber nun dieses Gesicht! Ja, wie soll ich es beschreiben.

Es war nichts weniger als schön. Hagere, strenge, männliche Züge. Eine gerade, scharfe Nase. Unter dieser ein Bärtchen, um das sie mancher Husarenleutnant beneidet hätte. Aber nun diese Augen, die in dem schwarzbraunen Gesicht funkelten!

„Krabben gefällig?“ fragte sie jetzt auf deutsch zu mir herauf. „Taschenkrebse, mein Herr?“

Ich antwortete nicht, war noch ganz in dieses eigentümliche Gesicht versunken, mochte aber doch den Kopf geschüttelt haben.

„Na dann nich!“ sagte sie und wollte gehen.

Aber sie ging nicht, schaute den an einem Tau ziehenden Matrosen zu.

„Eh, Stürmann, häbbt Jü nich ehn Zigahr for mi?“

Lachend warf ich ihr eine Zigarre hinab, der Kreolin, die mich in schönstem Schiffsplatt anbettelte.

„Häbbt Jü nich en bäten Für? Oder Jü dacht wohl, ik schäll mi dat Für ut’n Ooogn slagn?“

Lachend warf ich ihr meine Streichholzbüchse zu, sie brannte sich die Zigarre an, warf mir die Schachtel mit einem kurzen „danke“ zurück, setzte sich auf einen eisernen Boller und gab sich ganz dem Genusse der Zigarre hin, paffte wie ein Schornstein, den Rauch durch die Nase blasend.

Illustration

Dann schaute sie aufmerksam auf die Matrosen, die mit einer Rahe nicht fertig werden wollten, vergebens an einem Tau rissen.

„Na da pult doch, Jungens,“ ermunterte sie, „pult doch—zu—gleich! Zu—gleich!“

Die Rahe wollte sich nicht hieven lassen.

„Na da singt doch, Jungens,“ ermunterte sie wieder, „singt ein Schandy—“

Und sie fing an zu singen:

Uuuud dr Käpten hädd enn beuses Wief,
O ho ho!
See hädd’n Düwel in den Lief
Und tanzt mit emm Jim Cro.

Und wie sie soweit war, steckte sie Daumen und Zeigefinger einer Hand in den Mund und pfiff das „zu—gleich“, pfiff, wie nur ein alter, ausgeteerter Bootsmann pfeifen kann.

Die Matrosen stutzten, blickten zu der Sängerin und Pfieferin, und dann konnten sie vor Lachen nicht mehr ziehen.

„Na da pult doch, Boys, pult—“

Uuuud bin ick mal mit ihr allien,
O ho ho!
Dann slag ick ihr den Schädel in
Und tanz dazu Jim Cro.

Und dann pfiff sie wieder.

Und dann sang sie weiter, das Schandy, das auch ich noch gar nicht kannte.

Uuuund wat schiert mi Frau, wat schiert mi Kind,
O ho ho!
Ick ersup see in dee Waterpin
Und tanz dazu Jim— —

Mit einem Male brach sie ab, sprang auf und—jumpte von der ziemlich hohen Ufermauer ins Wasser.

War das ein verrücktes Frauenzimmer!

Ja aber weshalb sprang sie denn plötzlich ins Wasser?!

Weil sie gesungen hatte, daß sie, als Seemann gedacht, Frau und Kinder im Wasserfaß ersäufen wollte, hinterher Jim Cro tanzend?

Nein, irgend einen Grund mußte dieser plötzliche Wassersprung doch haben!

So, wie ich stand, konnte ich sie nicht sehen. Sie war im Wasser unter dem übergebauten Heck, unter dem sich Schraube und Steuer befindet, verschwunden.

Also ich springe schnell nach achtern und blicke über das Heck.

Da sehe ich unter mir gerade wieder ihre Gestalt aus dem Wasser emportauchen, sie hat ein weißes Bündel in den Armen.

Allmächtiger Gott!

Unsere Ilse!

Ich will es gleich erzählen, wie es gekommen war.

Ilse, wie immer aufstehend, sobald der Morgen graute, hatte schon gespielt, hinten im Heckraum, noch hinter der Kajüte, ihrer Kinderstube.

Dort befand sich die Heckluke, hinten an der Wand angebracht. Wir hatten sie gestern benutzt, um einiges einzunehmen. Sie war zuzuschließen vergessen worden, nicht einmal zugeriegelt.

Das Kind hatte sich angelehnt, war ins Wasser gepurzelt, war verschwunden gewesen, ohne einen Laut von sich zu geben.

Ich hatte nichts plumpsen hören.

Aber jenes Krabbenweib hatte es gesehen. Sofort war sie ins Wasser gesprungen, mit drei Stößen hingeschwommen, nachgetaucht, das Kind zu fassen bekommen. Es wäre rettungslos ertrunken.

Plötzlich hatte ich ein Seil in der Hand und warf es ihr zu, daß sie nur wenigstens erst einmal einen Halt bekam. Übrigens hätte sie gar nicht ans Ufer kommen können, hier war keine Treppe.

Unvergeßlich ist mir, was in den nächsten Sekunden geschah. Wenn ich überhaupt etwas dachte, so hatte ich ja jetzt an etwas ganz anderes zu denken, und dennoch mußte ich darüber staunen, grenzenlos staunen, was die dort unten im Wasser aufführte.

Wasser tretend, im linken Arm das Kind, fing sie mit der rechten Hand das Seilende auf, zog nach, schleuderte es von sich, griff nach, schlang sich das Seil um das Handgelenk, schlug einen Steg, schleuderte das Seil nochmals von sich, zog es durch die Luft im Bogen zurück—und die regelrechte Schlinge war fertig, die sie sich sofort um den Oberkörper legte, unter den Armen durch.

Die Matrosen üben sich viel in Knotenkunststückchen, einen Knoten nur mit einer Hand zu schürzen, zu werfen, zu schleudern. Da sieht man manchmal Virtuosen, die Fabelhaftes fertigbringen. Ich kann so etwas nicht.

Aber was dieses Weib dort unten leistete, das habe ich niemals wieder gesehen, das hat ihr auch kein anderer nachmachen können! Und nun dabei schwimmend, beim Wassertreten! Über ihren Kopf weg! Im anderen Arme ein Kind, das über Wasser zu halten war!

Im Augenblicke meinte ich eine Hexerei gesehen zu haben. Ich war wirklich wie verhext. Grübelte nur darüber nach, wie die denn das fertiggebracht hatte!

Das währte freilich nur einen Moment, dann dachte ich an etwas anderes.

Da aber fing die dort unten wieder zu singen an; sie hatte ihren Schandy doch nicht zu Ende gesungen.

Ick ersup see in de Waterpint
Und tanz dazu Jim Cro

—hiv up!

Wir zogen sie herauf. Noch andere waren herbeigesprungen, keines Wortes fähig. Sie starrten nur auf das blonde Lockenköpfchen „unseres Kindchens“.

„Wo ist denn nur Ilse?“ erklang es da hinter uns.

Die Patronin war es, die fragte.

Da kamen die beiden gerade über die Bordwand, von zwanzig ausgestreckten Armen empfangen.

Na, ich brauche wohl nicht zu sagen, wie die auch sonst empfangen wurde.

Ich könnte es übrigens gar nicht schildern. Ich weiß nicht, was sich in den nächsten Minuten alles abspielte, was in der Kajüte alles gesagt wurde, wie sich die Patronin benahm.—

Sie blieb bei uns an Bord, wurde eine Argonautin.

Obgleich sie dadurch einen heiligen Schwur brach, denn sie hatte erst kürzlich das Gelübde abgelegt, nie wieder an Bord eines Schiffes zu gehen.

Aber diesen Schwur brach sie nun gerade zum dreizehnten Male.

„Na, Kinders, diese Geschichte kostet mich ja mindestens wieder drei Dutzend Vaterunser!“

„Sie sind katholisch?“

„Tjo, all wedder mal.“

Sie hatte nämlich schon alle Religionen durchgemacht.

Jetzt war sie 34 Jahre.

Ich hätte sie für viel jünger gehalten, zumal als ich sie für eine Kreolin gehalten hatte; höchstens für zwanzig.

Klothilde konnte sofort Bescheid geben, woher das kam.

„Das macht einfach die viele Liebe. Wer viel geliebt hat, dem wird auch viel verziehen. Auch in Anrechnung der Jahre.“

Klothilde Gracco aus Genua. Beruf: Stewardeß (Schiffskellnerin).

Daß sie aus Genua war, das stand wenigstens in ihrem Seefahrtsbuche, das jetzt aber in Rio auf dem deutschen Konsulate lag. Um es wieder zu bekommen, mußte sie entweder 40 Mark Strafe zahlen oder 14 Tage brummen, weil sie zuletzt von einem deutschen Passagierdampfer desertiert war. Und zwar schon zum—ixten Male.

„Wenn ich mir durch meinen Krabbenfang die 40 Mark zusammengespart habe, dann brumme ich die 14 Tage ab—dann also habe ich doch 80 Mark zusammen. Na dann aber geht Klothilde los!“

Also aus Genua.

Doch was hieß bei der aus Genua?

Man entscheide:

Ihre Mutter war eine Deutsch-Schweizerin, ihr Vater ein Kapitän aus Genua. Das war der einzige Anhaltspunkt, daß sie aus Genua sein sollte. Ihre Vater fuhr ein Triestiner Schiff, das aber unter französischer Flagge segelte; an Bord dieses Schiffes wurde Klothilde geboren, im Hafen von Gibraltar, also in Spanien, aber Gibraltar ist englisch.

Nun soll einmal jemand entscheiden, welcher Nation die eigentlich angehörte!

„Ach, mich hat ja überhaupt eine Möve im Flug ausgebrütet.“

Der Esel hat mich im Galopp verloren—sagt man entsprechend wohl am Lande.

Sie blieb bei der Mutter an Bord.

Als sie dreizehn Jahre alt war, starb die Mutter, und Klothilde kam nach Genua in eine feine Pension.

Nicht ganz eine Woche hielt sie es drin aus, dann verschwand sie und tauchte auf einem englischen Schiffe aus dem Kohlenbunker wieder auf. Als Junge. Und als Schiffsjunge blieb sie auch auf diesem Schiffe.

Dann musterte sie auch auf anderen Schiffen an, auch auf Seglern—als Leichtmatrose und Matrose.

Bis in ihrem achtzehnten Jahre durch Zufall einmal ihr zartes Geschlecht entdeckt wurde.

Nun war es aus mit der Seefahrerei. Das heißt als Matrose. Nun ging sie als Stewardeß. Kam sie aber nicht einmal gleich als Schiffskellnerin an, dann ging sie wohl auch wieder einmal als Matrose, sogar als Bootsmann war sie schon einmal gefahren.

Vorher aber, noch ehe ihre zweite Periode richtig begann, in ihrem zwanzigsten Jahre, als sie nach italienischen Gesetzen mündig wurde, bekam sie die Erbschaft ausgezahlt, die ihr der unterdessen verstorbene Vater hinterlassen hatte, rund hunderttausend Lires, also achtzigtausend Mark.

Nun ging sie erstmal nach Paris. Sie brauchte noch nicht ganz 14 Tage, um die 100.000 Lires totzuschlagen.

Das mußte man aber von ihr selbst erzählen hören.

„Ei, Kinders, da hättet ihr mich mal sehen sollen! Eine russische Prinzessin, die Tochter von einer Großfürstin, wollte mit mir konkurrieren! Aber die konnte doch nicht mit der Klothilde antreten! Wenn die vierspännig fuhr, dann fuhr ich sechsspännig und hatte hinten dran noch extra zwei Gäule, die mußten schieben. Ei, Kinder, war ich da angesehen! Jedem Konstabler, der vor mir salutierte, haute ich einen Hundertfrankenschein um die Ohren. Und nun von oben bis unten und hinten und vorn mit Diamanten gepanzert! Natürlich mit falschen, mit Similis. Na ja, für hunderttausend Franken kann man sich doch nicht mit echten Diamanten panzern. Aber das konnte man doch nicht unterscheiden. So wurde ich geehrt, daß ich zuletzt auf Regierungsunkosten freie Fahrt nach Havre bekam. Mit zwei Gendarmen, die gut aufpassen mußten, daß mir unterwegs nichts passierte. Per Schub mit der Polizei.“

Und nun ging es wieder los, die christliche Seefahrerei. Als Stewardeß oder was sich sonst gerade bot. Noch 14 Jahre lang. Bis heute. Dabei aber nun auch immer einmal an Land sich betätigt, in allen Weltteilen. Meist war sie als Kellnerin gegangen. Aber auch als Goldgräber hatte sie sich versucht, mehrmals, Pferde hatte sie gestohlen—ach, was die alles gewesen war!

„Ob ich in Kapstadt gewesen bin? Ei, da hatte ich doch eine Strohhutfabrik! Aber das Geschäft ging nicht. Und da war gerade so ein neues Patent aufgekommen, Kaffeesäcke aus Strohgeflecht. Also ich krempelte alle meine Strohhüte zu Kaffeesäcken um. Nun machte ich Konkurs, es kam alles unter den Hammer. Nun glaubte aber der Auktionator, ich hätte noch eine Strohhutfabrik, also der verauktionierte alle die Kaffeesäcke als Hüte—“

Ach, konnte die Geschichten erzählen!

Und es waren Tatsachen, was sie erzählte, das konnte man und kann man noch heute nachprüfen.

Eine ihrer Geschichten möchte ich hier doch einmal wörtlich wiedergeben. Wie sie in Melbourne gekellnert, was sie da Seltsames erlebt hatte.

Nun muß ich aber den Leser von vornherein um Entschuldigung bitten.

Ich muß sie so sprechen lassen, wie sie selbst erzählte, sonst hat es gar keinen Zweck.

Und sie ließ den australischen Spelunkenwirt so sprechen, wie solche ein australischer Spelunkenwirt eben wirklich im Leben spricht.

Sollte ich der Geschichte einen Namen geben, so würde ich sie *Diana mit dem Goldregen* betiteln.

Wobei ich an das bekannte Bild denke—obgelich ich jetzt nicht gleich weiß, von welchem Meister es ist—wie die Göttin Diana von Jupiter besucht wird, der sich ihr in Gestalt eines Goldregens naht, auf sie herabfällt. Also ich beginne:

Diana mit dem Goldregen.

Hatte mich mal in Melbourne festgerannt. War wiedermal von Bord gelaufen—hatte was ausgefressen—hatte mich in einer Spelunke versteckt, bis das Schiff fort war. Dann wurde ich in der Spelunke Kellnerin.

Weil drin Wein verschenkt wurde und weil's drin richtige Tische und Stühle gab, hieß man's eine französische Weinstube.

Ebensogut könnte man mich die Jungfrau von Orleans nennen.

„Klothilde," sagte der Baas zu mir, wie er mich einrichtete, „you bloody dammned nice girl—jeden Morgen um zehn kommt ein old Gentleman zu mir, Mister Hailgig, ein bloody damned reicher Boy, trinkt immer eine bloody damned halbe Rotwein für nen bloody damned Shilling—der bezahlt nur mit Farthings,[21-1] stopft jedesmal fünfzig einzelne Farthings in Ihren bloody damned Hals hinein. You understand, ay?"

„Er stopft sie mir in den Mund nein?"

„No, Miß, hinten nein."

„Hinten nein?"

„Yes, Miß. Hinten in den Hals hinein, zwischen Haut und Hemd. Der alte Krauter macht's nicht anders. Hat'n Spleen. Aber sonst ein Gentleman. Well, dann gehen Sie hinauf in Ihre Kammer und schütteln Ihre bloody damned Kittel aus, bringen mir die fünfzig Farthings. You understand, ay?"

Ja, nun hatte ich's verstanden.

Früh am neun mußte ich schon unten sein—und bis um drei ging's immer—hatte die Stube zu fegen und die Tische zu scheuern. Punkt zehn kam Mister Hailgig, ein alter Knasterbart im schäbigen Rock, trank eine halbe Flasche vom billigsten Rotspon, sprach kein Wort, gab auch keine Antwort auf eine Frage. Wie ich ihm in der Nähe seines Tisches einmal den Rücken zudrehte, erwischte er mich von hinten oben bei der Halskrause und ließ mir zwischen Hals und Hemd eine Handvoll Münzen den Buckel hinunterrutschen, ohne dabei etwas zu sagen. Na, wenn's dem Spaß machte—mir war's egal, wo er das Geld hinsteckte, da ist Klothilde nicht so. Und ich mußte mich sowieso dann gleich umziehen.

Also ich ging nach oben in meine Kammer, heftelte meine bloody damned Kittel auf—da fielen die Farthings gerunter, kollerten am Boden herum. Erst fehlten ein Dutzend oder noch mehr am Schilling. Aber ich mußte nur ordentlich suchen, unterm Bette und unterm Schranke krebsen, mit einer Haarnadel in den Dielenritzen stochern, in die man eine Pudelmütze werfen konnte—da brachte ich die fünfzig zusammen; freilich auch keinen mehr, Trinkgeld gab's bei dem nicht.

Am andern Morgen wieder dieselbe Geschichte. Diesmal aber machte ich's praktischer, als ich mich des Mammons entleerte—ich breitete am Boden mein

Betttuch aus und stellte mich darauf. da rollten die kleinen Dinger nicht so. Und weil ich sie nun einmal so hübsch beisammen hatte, nahm ich dann gleich das ganze Betttuch wie einen Sack auf den Rücken und brachte die fünfzig Farthings so dem Baas. Der lachte unbändig. „You bloody damned rascal!“

Und so ging das Morgen für Morgen. Ich wunderte mich nur, wo dieser Mister Hailgig die vielen Farthings herbekam! Die kleinen Dinger sind in Australien noch seltener als in England.

In dieser Spelunke hatte noch kein Mädchen länger als drei Tage ausgehalten. Das kommt dort in Australien überhaupt nicht vor. Immer hin und her. Hier aber hatten es die Mädels immer auf den verrückten Kerl geschoben, hatten es ihm auch gesagt, er solle seine fünfzig Farthings an seinem eigenen Leibe sonstwo hinstecken, aber nicht in ihren Hals. Und trotzdem machte er’s bei jeder neuen Kellnerin immer wieder.

Es war am siebenten Morgen. Am Mittwoch war ich angetreten, und am Dienstag war’s. Old Hailgig hatte mir wieder, wortlos wie immer, die fünfzig Farthings den Buckel runterrutschen lassen. Ich machte meine Arbeit fertig, dann ging ich hinauf, trat aufs Bettuch, band meine Kittel auf. Ein Korsett trug ich früh noch nicht. Der kupferne Mammon rasselte herab.

Kupfern? Wie das heute klang! Und dann traute ich doch meinen Augen nicht—da sehe ich auf dem Bettuch lauter Goldstücke liegen! Englische Pfund, funkelnagelneue Sovereigns!

Ich träumte nicht nur, es waren und blieben echte Sovereigns, fünfzig Stück.

Konnte das ein Versehen sein? Es wäre möglich gewesen. Der reiche Knacks, der zu Hause so viele Farthings im Kasten hatte, würde wohl auch noch andere Münzen aufgespeichert haben, und er griff, wenn er bezahlte, nur immer so in die Hosentasche, hatte sofort die abgezählten fünfzig Farthings in der Hand, steckte sie mir sofort in den Hals, ohne sie noch einmal angesehen zu haben. Konnte er da zu Hause nicht einmal aus Versehen in den falschen Geldkasten gegriffen haben? Hatte die fünfzig Stück vielleicht im finstern abgezählt? Die Farthings sind doch genauso groß und genauso dick wie die Sovereigns. Ja, diese sind allerdings viel schwerer—aber immerhin, so ein Irrtum wäre doch möglich gewesen. Auch ich hatte nicht das geringste davon gemerkt, was ich auf den Hüften für eine Goldlast eine halbe Stunde lang mit mir herumgeschleppt hatte.

Ich hätte mit den fünfzig Goldfüchsen einfach verschwinden können. Ich habe auch schon genug gemaust, auch Geld—was der Mensch braucht, muß er haben—aber in gewisser Beziehung ist die Klothilde ehrlich. Das mußte aufgeklärt werden.

Jetzt war er schon fort. Die Goldstücke brachte ich dem Baas natürlich nicht, sagte ihm auch nichts davon. Er war überhaupt einmal fortgegangen, ich steckte einen Schilling in den Kassenschlitz.

Als dann seine Tochter kam, die manchmal mit half, ging ich in die Horsestreet, wo der Alte wohnte. Das ganze Haus gehörte ihm. Er selbst aber hauste nur in einer Dachkammer. Er war ein alter Geizknüppel, der sich früh den Wein nur als Lebenselixier gönnte.

Ich klopfte an. Er öffnete. So und so, erklärte ich. Was es mit den fünfzig Sovereigns wäre.

Ich denke doch, der will mich auffressen!

„Die gehören Ihnen, weil Sie sich das von mir altem Esel eine ganze Woche lang gefallen haben lassen!“ brüllte er mich wütend an und schmetterte die Tür zu, daß er mir bald die Nase eingeklemmt hätte.

Ich will nicht rennomieren—aber ich hatte so etwas schon geahnt. Klothilde ist nicht so dumm. Der hatte mir nach gewisser Zeit die Goldstücke statt der Farthings mit Absicht hineingesteckt. Der hatte gewissermaßen eine Wette mit sich selber abgeschlossen, daß das kein Mädel sieben Tage mitmachen würde.

Am anderen Morgen kam er wieder. Kein Wort von ihm, ansprechen durfte man ihn gar nicht. Ich hielt ihm wieder meinen Hals so gefällig hin, obgleich ich nicht etwa dachte, daß der mir nun wieder fünfzig Goldstücke hineinpfropfen würde. Aber jetzt war es auch mit den farthings vorbei. Jetzt legte er wie jeder andere Mensch einen Schilling auf den Tisch. Der Baas wunderte sich. Mochte er. Von mir erfuhr er nichts.

Dann ging ich. Die fünfzig Goldfüchse brannten mir gar zu fürchterlich in der Tasche. Sie wurden in Melbourne schleunigst verjuckt. Dann zog ich lange Stiefeln an, pfropfte Männerhosen hinein und ging mit in die Barribarriberge, wo man Gold gefunden hatte.

Ob ich welches gefunden habe?

Nicht die Bohne.

Zwei Stiche und einen Revolverschuß habe ich mitgebracht, aber kein Gold.

Dann wurde ich in Sidney Gouvernante und Anstandsdame bei einer Familie mit dreizehn lebendigen Kindern. Aber es waren Juden, es mußte eine Israelitin sein. Und ich damals gerade evangelisch-reformiert. Schön, da wurde ich einmal hebräisch. Na, wie ich da umgekrempelt worden bin, und Klothilde als Anstandsdame.

Aber das muß ich euch ein andermal erzählen.

Prost, Maate—auf Ihr Wohl, Frau Patronin—hoch lebe Back- und Steuerbord!

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Das war so eine Erzählung der Klothilde Gracco.

Nun mußte man aber das von ihr selbst erzählen hören, wenn sie in der Kajüte hinter der dampfenden Punschterrine saß, mit einer qualmenden Zigarre, so lang und so dick und so schwarz als möglich.

Und was für Grimassen und Fratzen die nun dabei schnitt! Aber das war nicht etwa Angewohnheit, noch viel weniger Nervosität. Ihre Seele spiegelte sich auf ihrem Gesicht wider, und diese ihre Seele war ganz Feuer. Eine geborene Schauspielerin! Wenn sie den australischen Spelunkenwirt sprechen ließ, so war sie im Moment dieser selbst, und wie sie nun den breiten, australisch–englischen Dialekt hervorbrachte, mit ganz schiefem Munde—„Klothilde, you bloody damned rascal“—einfach zum Totschießen!

Vor drei Wochen war sie also hier in Rio von einem deutschen Passagierdampfer gelaufen, als Stewardess, hatte zum dreizehnten Male den Schwur abgelegt, nie wieder das Deck eines Schiffes zu betreten. Weshalb eigentlich, das wußte sie wohl selbst nicht recht. Sie wollte der Seefahrt eben endlich entsagen, weil sie das Gefühl hatte, daß es für ein Weib auf die Dauer doch nichts sei. Jetzt hatte sie von Krabbenfang und Krabbenverkauf gelebt und recht hübsch dabei verdient. Wenn sie genug Geld zusammen hatte, wollte sie in Rio eine Seemannsherberge aufmachen.

Nun hatte sie doch wieder das Deck eines Schiffes betreten müssen, war aus dem Wasser heraufgeleiert worden—sie ergriff diese Gelegenheit nur gar zu begierig, um ihr Gelübde zum dreizehnten Male zu brechen. Sie war ja ganz unschuldig daran, hatte das Deck ja nicht freiwillig betreten.

Nun aber blieb sie bei uns, selbstverständlich!

Sie wußte sich sehr, sehr nützlich zu machen. Sie hätte ja auch jede seemännische Arbeit verrichten, sogar die Funktion eines Steuermannes übernehmen können—aber es fand sich bald etwas Geeigneteres für sie, wodurch sie uns eine große Sorge abnahm.

Unsere Ilse brauchte nun ernstlich Schulunterricht. Ihre Tante eignete sich nicht dazu, keiner von uns. Am besten Meister Hämmerlein, der hatte ihn auch übernommen, aber der vergaß manchmal mitten im Satze das Sprechen, konnte dann, wenn er nicht geweckt wurde, stundenlang vor sich hinträumen, mit den Fingern auf dem Tisch trommelnd.

Jetzt übernahm Klothilde den Schulunterricht, und diese internationale Seezigeunerin, Matrose, Stewardess und sogar Bootsmann gewesen, von der man doch nicht viel Ewig–Weibliches, das uns anzieht, erwarten durfte, die manchmal haarsträubend fluchte—sie war die beste, gewissenhafteste, aufmerksamste, geduldigste Lehrerin—dem Kinde die zarteste Pflegerin.

Unter den Matrosen war sie dann wieder deren Kamerad.

Und was die nun sonst noch alles aufstellte, davon werde ich noch gar viel zu erzählen haben.

(21-1) Die kleinste englische Kupfermünze = 2 Pfenninge.